

ELiS_e

[e'li:zə]

<Essener Linguistische Skripte_elektronisch>

Doris Schleier

Mit SIMSALABIM gegen „Fischers Fritze...“

*Faszination
Sprache*

elise@uni-essen.de

<http://www.elise.uni-essen.de>

Mit SIMSALABIM gegen „Fischers Fritze ...“

Doris Schleier (Duisburg-Essen)

Blättert man in den zahllosen Anthologien zur Kinderpoesie, wird man neben Zaubersprüchen und Abzählversen immer auch Zungenbrechern begegnen. Dass im Zusammenspiel von Vers, Reim und Rhythmus die prosodischen Basiselemente des Deutschen zu stabilen, sprachfördernden und die Zeiten überdauernden Formeinheiten geronnen sind, ist in der Sprachdidaktik inzwischen verankert. Aber wie verhält es sich mit den Zungenbrechern? Sie werden meist kommentarlos in die Sammlungen eingefügt, nach der Begründung ihrer sprachfördernden Funktion wird man vergeblich suchen, wenn man sich nicht mit dem ihnen ohne Zweifel innewohnenden Spaßfaktor begnügen will. Im Rahmen des Projekts ist allerdings zu fragen, ob Zungenbrecher als Übungsmittel für Kinder mit anderen Herkunftssprachen geeignet sind, so wie zu fragen ist, ob sie überhaupt sprachfördernd wirken können.

Es dürften im Wesentlichen zwei Gründe sein, weshalb Sprachwissenschaft, Sprachdidaktik und Sprachtherapie sich wenig für die Funktionsweisen elementarer poetischer Formen interessieren:

In Zungenbrechern dominiert die lautliche Ebene der Sprache und die wird immer noch von Linguisten am liebsten ganz ausgeklammert, wofür Ulrich Engels Erklärung in der Einleitung zu seiner „Deutsche(n) Grammatik“ von 1988 repräsentativ für viele andere steht: „Viele mögen bedauern, daß von Aussprache, funktionalen Klangeinheiten, Satzintonation nicht systematisch die Rede ist. Dieser gesamte **phonische Bereich** wurde, obwohl er im Grunde Bestandteil jeder Grammatik sein sollte, bewußt ausgespart, weil er von völlig anderer Natur ist als die übrigen Teile. Die Phonik hat es mit bedeutungsfreien (wiewohl bedeutungsrelevanten) Einheiten zu tun, während sich alle anderen Teile der Grammatik mit bedeutungstragenden Elementen und ihrer Kombinatorik beschäftigen.“ (Engel, Ulrich (1988): Deutsche Grammatik. Heidelberg: Groos, S. 11).

Fazit: Laute haben in der Linguistik keine Lobby.

Der andere Grund dürfte im natürlichen Interesse der Pädagogen und Therapeuten zu suchen sein, symptomorientiert darauf zu schauen, was ihre Klientel **nicht** leistet, und nicht auf das, was an gesicherten Grundlagen vorhanden ist und als Basis für die Förderung genutzt werden kann. Leider ergibt sich daraus das Risiko, dass sie, nicht kritisch auf ihre Funktionsweise hinterfragt, negative Effekte haben können. Zungenbrecher sind dafür ein anschauliches Beispiel.

Fazit: Auch elementare Formen der Kinderpoesie bedürfen der methodischen Fundierung.

Roman Jakobson (1896-1982) ist unter den bedeutenden Linguisten des 20. Jahrhunderts eine Ausnahmeerscheinung, eben weil er in seinen umfangreichen Studien immer wieder auf die Bedeutsamkeit der Lautgestalt der Sprache verwiesen hat. Seine Studien sind darüber hinaus für das Problemfeld Mehrsprachigkeit auch deshalb relevant, weil sie global ausgelegt und vom Frageinteresse nach den lautlichen Gemeinsamkeiten aller Sprachen und sprachlichen Prozesse geleitet worden sind. Seine Erkenntnisse, die Jakobson als Lautgesetze formuliert hat und die heute als allen sprachlichen Prozessen zu Grunde liegende universelle Prinzipien und Tendenzen anerkannt werden, haben in den vergangenen Jahren zu einer gewissen Jakobson-Renaissance geführt.

Kindliche Sprachentwicklung folgt demnach universell in allen auf der Erde gesprochenen Sprachen folgenden vergleichbaren Tendenzen: Eingebettet in die Bedingungen der physiologischen Entwicklung werden zunächst ein Basisvokalismus (a – i – u) und ein Basiskonsonantismus (p/b/m – t/d/n – k/g/ng) ausgebildet, die die Prinzipien des zunächst größtmöglichen Kontrasts, der größtmöglichen Opposition sowie der Merkmalhaftigkeit und Distinktivität abbilden: vokalisch – konsonantisch, oral – nasal, plosiv vor frikativ, labial vor dental. Diese Tendenzen lassen sich nicht nur in diversen Studien zur kindlichen Sprachentwicklung im Deutschen (z. B. Gipper) sehr gut nachvollziehen, sie gelten auch für die Evolution des Deutschen vom indoeuropäischen Ursprung bis zum Neuhochdeutschen (Sprachliche Ontogenese als verdichtetes Abbild sprachlicher Phylogenese).

Und auch in der deutschen Kinderpoesie erweisen sich diese Prinzipien als prägende Formelemente: Ri-ra-rutsch..., der Bi-Ba-Butzemann usw. Im Beispiel **SIMSALABIM** und in der verballhornenden Erweiterung **SIMSALABIMDAMDASALADUSALAB(D)IM** tauchen nur Basisvokale auf; bei den Konsonanten herrscht der regelmäßige Wechsel von oralen und nasalen Lauten. Der einzige Ausreißerlaut, das -s-, der am Ende des Lautaufbaus erscheint und deshalb zu den „labilen“, das heißt störanfälligen Lauten gehört, steht in Opposition zu den Plosiven -b-, -d- sowie zum Lateral -l-. Diese ausgeprägte weil auf Kontrast und nicht auf Alliteration fundierte distinktive Merkmalhaftigkeit ist es, die die genaue Hörwahrnehmung und leichte Artikulierbarkeit, ihr deutlich rhythmisches Intonationsmuster und damit ihre Einprägbarkeit garantiert.

Fazit: Der von Jakobson beschriebene Lautaufbau, der von einfachen, d. h. leicht wahrzunehmenden Elementen (regelmäßiger Wechsel von Vokal und Konsonant) zu den komplizierten Elementen (z. B. Konsonantencluster, die ja bekanntlich vielen Ausländern Schwierigkeiten bereiten) führt, weist auch den Königsweg zu gesichertem Hörverstehen, wenn man Förderarbeit als aufbauende Entwicklungsarbeit, als Lernprozess und nicht als Reparaturarbeit versteht.

Analysiert man als Gegenbeispiel „**Fischers Fritze fischt frische Fische. Frische Fische fischt Fischers Fritze**“, ergibt sich das Folgende: Der Zungenbrecher folgt an Stelle des Kontrastprinzips dem der Alliteration, denn akzenttragend erscheint nur das -i- (der Schwa-Laut -e- ist zu vernachlässigen). Bei den Konsonanten dominiert der Frikativ -f-, der regelmäßige Wechsel von Vokal – Konsonant wird nicht durchgehalten, ein Nasal taucht gar nicht auf, dafür kommt es zu Konsonantenverbindungen, und zwar solchen, die nicht nur Menschen anderer Herkunftssprachen artikulatorische Schwierigkeiten bereiten. Jeder Leser dieses Textes mache einen Versuch

mit „Fischers Fritze...“, dessen Lautstruktur charakteristisch für die meisten Zungenbrecher ist, und beobachte sich dabei im Spiegel: Die mit diesem Versuch einhergehenden Verspannungen und Verkrampfungen der Artikulationsmuskulatur sprechen ihre eigene Sprache.

Nomen est Omen.

Fazit: Zungenbrecher sind in sprachfördernder Aufbauarbeit mit Vorsicht und Zurückhaltung einzusetzen, wenn man nicht ganz auf sie verzichten will, weil sie im Grunde voraussetzen, was mit ihnen erarbeitet werden soll: artikulatorische Leichtigkeit und Geschicklichkeit. Womit gesagt ist, dass sie nur am Ende der Sprachförderungsaktivitäten gleichsam als abschließende Kontrolle Sinn machen, andernfalls das Gegenteil von dem bewirken können, was sie leisten sollen: An Stelle der artikulatorischen Leichtigkeit erscheinen kontraproduktiv die negativen Phänomene der Überforderung – beim Sprechen immer Verkrampfung und Misserfolg in Form von Versprechern.

Diese Gegenüberstellung zweier typischer Stellvertreter kinderpoetischer Formen in allen verfügbaren einschlägigen Anthologien macht deutlich, wie viel differenzierender Analysearbeit es noch bedarf, um den Lehrenden zu vermitteln, welche Textformen in welcher lautlichen Gestalt an welcher Stelle der Förderarbeit sinnvoll einzusetzen sind. Hier gilt es noch linguistisch-analytische und sprachdidaktische Grundlagenarbeit zu leisten, um deren Funktionsweisen in den Sprachprozessen zu erschließen und ihrer Kenntnis den Weg ins Bewusstsein der Lehrenden zu ebneten.

Fazit: Dem Projekt stellt sich damit die wichtige Aufgabe, die vorhandenen Materialien kritisch auf ihre Funktionsweisen zu überprüfen, aus den Ergebnissen eine verlässliche Methodik für die Förderarbeit abzuleiten und diese den Lehrenden zu vermitteln.

Literaturhinweise

- Engel, Ulrich (1988): Deutsche Grammatik. Heidelberg: Groos.
- Gipper, Helmut/Hrsg. (1985): Kinder unterwegs zur Sprache. Zum Prozeß der Spracherlernung in den ersten drei Lebensjahren – mit 50 Sprachdiagrammen zur Veranschaulichung.
- Jakobson, Roman (1941): Kindersprache, Aphasie und allgemeine Lautgesetze. (=edition suhrkamp/es 330). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Jakobson, Roman (1960): Warum „Mama“ und „Papa“? In: Aufsätze zur Linguistik und Poetik (= Ullstein Materialien 35005).
- Jakobson, Roman/Linda R. Waugh (1986): Die Lautgestalt der Sprache. Berlin; New York: de Gruyter.

